

Konrad Paul Liessmann

EXZELLENZ FÜR ELITEN UND BILDUNG FÜR ALLE?

Über Bücher und Bibliotheken im Zeitalter des Wissens

Eröffnungsvortrag des Hessischen Bibliothekstages 2008 in Frankfurt/Main am 5. Mai 2008

Sehr geehrte Damen und Herren,

die so genannte Wissensgesellschaft ist durch einige bemerkenswerte Entwicklungen gekennzeichnet, die das traditionelle Verständnis von Bildung und den dazugehörigen Medien gehörig durcheinander bringen. Während der seit der Aufklärung verfolgte Anspruch, in einer allgemeinen Bildung die notwendige Voraussetzung für den Ausgang der Menschen aus ihrer Unmündigkeit zu sehen, allmählich verabschiedet wird, konstituieren sich neue Wissenseiten, denen es weder um allgemeine noch um eine humanistische Bildungsidee, sondern um eine durch Wissen legitimierte ökonomische und soziale Privilegierung geht. Gleichzeitig verliert das klassische Bildungsmedium, das Buch, rasant an Bedeutung und wird durch einen Medienverbund ersetzt, in dem demokratische und offene Strukturen wie das Web 2.0 auf das lebhafteste mit einer Verknappung des Wissens durch seine Privatisierung und Ökonomisierung konkurrieren. In dieser Situation nach der Bedeutung und Funktion des Buches und der zu ihm gehörigen Institutionen zu fragen, muss sich allerdings nicht in einer medientheoretischen Reflexion erschöpfen, sondern kann auch einmal nach der Bedeutung fragen, die das Buch und die Kulturtechnik des Lesens in einem durchaus ambivalenten Sinn für den Widerstreit zwischen Exzellenz bzw. Elite und Allgemeinbildung haben.

Seit geraumer Zeit ist eine bemerkenswerte Verschiebung im bildungspolitischen Diskurs zu beobachten. Die Begriffe *Elite* und *Exzellenz*, die seit dem 2. Weltkrieg im Vokabular der Bildungsexperten nicht vorkamen, haben sich binnen weniger Jahre nicht nur ein festen Platz in deren Repertoire erworben, sondern wurden auch mit einer Aura umgeben, die eine Kritik etwa am Konzept von Elite-Instituten kaum mehr zulässig erscheinen lässt. Eine auf Rekorde und Spitzenleistungen versessene Gesellschaft kann offenbar gar nicht anders, als sich auch Wissenschaft nach eben diesen Prinzipien organisiert vorzustellen. Dabei wäre es durchaus sinnvoll, prinzipiell zwischen der Forderung nach Exzellenz und der Bildung neuer Eliten zu unterscheiden. Wenn Exzellenz die hervorragende Leistung etwa in der wissenschaftlichen Forschung, aber auch in der Lehre meint, ist die Forderung nach eben dieser in Bildungsinstitutionen nicht nur eine Selbstverständlichkeit, sondern nahezu ein Pleonasmus. Universitäten, zumindest seit der Humboldtschen Reform, wollten immer das Beste an Forschung und Lehre bieten. Die aktuelle Beschwörung des

Exzellenzanspruchs signalisiert so weniger eine Wende im Selbstverständnis wissenschaftlicher Institutionen, als vielmehr eine neue Gewichtung, vor allem was die strukturelle Planbarkeit wissenschaftlicher Exzellenz betrifft. Dort, wo früher die Exzellenz vor allem an die Forscherpersönlichkeit gebunden war und deshalb auch akademische Lehrer-Schülerverhältnisse dominierten, wird Exzellenz heute durch Projekte und Programme erzeugt, die sich zudem weniger an Kriterien wie Originalität, Mut zum Außergewöhnlichen, Kreativität oder Wahrhaftigkeit orientieren, sondern an letztlich externen Kriterien wie Messbarkeit und Verwertbarkeit.

Was an der neuen Konzentration von Exzellenzclustern und Schwerpunktforschung stört, ist vorab weniger die Idee, dass ausgezeichnete Leistungen in der Wissenschaft angestrebt und nach bestem Wissen und Gewissen unterstützt werden sollen, sondern ein dahinter stehender Ungeist, der letztlich nicht Forschungsförderung betreibt, sondern Wissenschaftsplanung nach vorgegeben ökonomischen, vor allem aber ideologischen Zielvorstellungen. Investiert wird in Bereiche, in denen man die Märkte der nahen Zukunft wittert, rund um den Erdball werden, sofern man das Geld dafür aufbringt, die "besten Köpfe" eingekauft, um einer Institution Gewicht und Reputation zu verleihen, angetrieben wird alles vom Diktat der Rankings. Anderes gerät dabei notgedrungen ins Abseits. Naiv wäre es zu glauben, dass solche Fixierung auf so genannte Spitzenleistungen ohne Auswirkungen auf den Alltag der Universitäten bliebe. Die Forderung nach Exzellenz dient nur allzu schnell dazu, unliebsam gewordene Forschungsbereiche und Studienrichtungen zuerst finanziell auszuhungern und dann, wegen mangelnder Leistungsfähigkeit, zu schließen. Gegenüber den gut dotierten Spitzeninstituten stehen dann verarmte Fakultäten und Hochschulen, die mit dem Makel der Wettbewerbsunfähigkeit leben müssen.

Etwas anders verhält es sich mit dem Begriff der Elite. Die neue Liebe zu diesem alten Begriff speist sich nicht nur aus wissenschafts- oder forschungspolitischen, sondern auch und vor allem aus sozialpolitischen Motiven. Elite kann immer nur als Gemeinschaft gedacht werden - die Gemeinschaft der Auserlesenen. Elite ist immer eine soziale, keine sachliche Kategorie. Den betulichen Versicherungen der Elitenbildner, dass es ja dabei um funktionale Eliten geht, um Leistungseliten, und dass niemand daran denkt, aus der Tatsache wissenschaftlicher Spitzenleistungen soziale Privilegien abzuleiten, ist ein Märchen. Dort, wo es funktionierende Eliteuniversitäten gibt, fungieren diese nicht nur als hervorragende Plätze für Forschung und mitunter auch für Lehre, sondern vor allem auch als Produktions- und Reproduktionsstätten sozialer Zugehörigkeiten, die bei weitem nicht immer mit den intellektuellen Ansprüchen korrelieren, die man an eine Elite stellen möchte. Die Internationalisierung der Wissenschaften ist auch ein weltweiter sozialer Differenzierungsprozess, in dem sich eine schmale Schicht herauskristallisiert,

deren Mitglieder in der Regel nur mehr mit ihresgleichen kommunizieren, von ihresgleichen bewerten lassen und mit ihresgleichen durch Rituale, Verbindungen und wechselseitige Hilfestellungen bei aller Konkurrenz eine verschworene Gemeinschaft bilden. Dem wissenschaftlichen Fortschritt sind institutionalisierte Elitenbildungen übrigens nicht sonderlich dienlich: Sie erzeugen einen informellen Druck zur sozialen und intellektuellen Anpassung und sabotieren so gerade jene unorthodoxen und abseitigen Charaktere, ohne die es keine Innovationen gäbe. Das Konzept der Elite kann so durchaus in einen praktischen Konflikt mit dem der Exzellenz geraten.

Die Idee der Wissenseliten nimmt den seit der Moderne zum Programm erhobenen exoterischen Charakter der Wissenschaften, ihre Öffentlichkeit und ihren Anspruch, selbst an der Aufklärung mitzuwirken und diese mit zu tragen, in einem rasanten Tempo zurück. Die Rede von wissenschaftlichen Eliten und Exzellenzen signalisiert so weniger einen unbedingten Willen zur Leistungssteigerung als vielmehr eine Tendenz zur Abschottung und Ökonomisierung des Wissenschaftsbetriebs. Der Bildungsbegriff der Aufklärung war seiner Idee nach prinzipiell offen gedacht, er sollte der Motor der Emanzipation sein, Voraussetzung für den Ausgang der Menschen aus einer wie auch immer verschuldeten Unmündigkeit. Das elaborierte Wissen einer Gesellschaft strukturell auf eine auserlesene Schar zu beschränken, ist schlechterdings vormodern und drängt den Wissenschaftler in die Rolle des Priesters. Keine Frage, dass sich manche mit dieser Rolle durchaus anzufreunden vermögen - dem Konzept der Aufklärung sind Position und Gestus des Wissenspriesters allerdings fremd. Natürlich kann nicht jeder alles wissen. Aber der "öffentliche Vernunftgebrauch", wie Kant es nannte, muss jedem möglich und die Mittel dazu müssen allen, die davon Gebrauch machen wollen, zur Verfügung stehen. Gerade in der Vernunft fundierte die Aufklärung die Gleichheit der Menschen. Wir tendieren dazu, darin eine neue Form legitimer Ungleichheit zu sehen und zumindest bestimmte Formen von Intelligenz sozial zu privilegieren.

Elite und Lesen, Aufklärung und Buch, Bildung und Bibliotheken: auf vertrackte Weise hängen all diese Begriffe auf durchaus problematische zusammen. Schon die Etymologie legt etwa den engen Zusammenhang zwischen *Lesen* und *Elite* nahe: Beide Begriffe leiten sich von jenem "Erlesen" ab, dem wir in mannigfacher Hinsicht die "Auswahl der Besten" verdanken. In der europäischen Tradition stellt das Buch dann auch immer beides dar: Ein Medium zur Schaffung großer Öffentlichkeiten und ein Medium zur Abgrenzung gegenüber diesen Öffentlichkeiten. In den Büchern, in der "Literatur" konnte man all das "erlesen", was ein besonderes Verhältnis zur Welt erlaubte. "Literatur" ist übrigens ein künstliches Wort, das im 16. Jahrhundert aus dem Lateinischen gebildet wurde und "Buchstabenschrift", "Schriftkunst", dann alle "schriftlichen Geisteserzeugnisse", von der Wissenschaft bis zur

Poesie, umfasste. Damit dominierte und strukturierte "Literatur" den Kommunikationskontext einer Gesellschaft, soweit dieser nicht auf Oralität beruhte. Mit anderen Worten: Neben der Rhetorik war vom 16. bis zum 19. Jahrhundert die "Literatur" in der Tat das entscheidende, umfassende Medium der sich herausbildenden aufgeklärten, bürgerlichen Gesellschaft. Es war eine Schriftkultur, in der - gegenüber dem nahezu analphabetischen Mittelalter - Oralität und auch Bildlichkeit stark an Bedeutung verloren. Innerhalb dieser Schriftkultur aber nahm die Poesie, die schöne Literatur, die Belletristik, einen besonderen Rang ein: Sie war der Ort der Sehnsüchte, Wunschbilder und Fiktionen, das Medium, über das Emotionen, Gefühls- und Verhaltensmuster kommuniziert wurden. Die Literatur war der Ort, an dem man etwas über die Welt erfuhr, wenn man sich außerhalb, am Rand derselben befand.

"Belesenheit", wir dürfen uns nichts vormachen, war nie eine Kategorie der Vielen. Es waren immer nur wenige, die sich über das Buch, über die Literatur, um das Medium der Schrift gewordenen Sprache ihr Weltverständnis und Weltverhältnis bildeten. In seinen Vorträgen *Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten* hatte Friedrich Nietzsche das Problematische eines Anspruch einer allgemeinen Bildung polemisch benannt: "Die allgerneinste Bildung ist eben die Barbarei." Wie wenige hat Nietzsche die Hände in die Wunde der Idee der Allgemeinbildung gelegt. Sofern es dieser um das Individuum und seine Entfaltung geht, lässt sie sich schlechterdings nicht verallgemeinern. Dort, wo sie tatsächlich zu einer allgemeinen Bildung wird, muss sie sich dem einzelnen und seinen Möglichkeiten gegenüber "gemein" verhalten. Kein höheres Bildungswesen und keine Organisationsform des Wissens, die von diesem Widerspruch frei geblieben wären. Die Literatur war allerdings auch nie die Sache der Herrschenden, der politischen, ökonomischen und militärischen Eliten gewesen. Die konnten und können bis heute nicht richtig Lesen und Schreiben. Zu diesem Zwecke hatte man seit alters Schreibsklaven und Vorleser, und jeder, der sein Leben der Literatur widmet, mag etwas von dieser Knechtschaft verspüren, die allerdings durch eine essentielle Erfahrung kompensiert wird: Durch die Erfahrung einer inneren Freiheit, die in und durch die Literatur ermöglicht wird.

Die erste Dimension dieser Freiheit ist *Abwesenheit*. Der Lesende ist eine eigentümliche Erscheinung: Er ist da und doch nicht da. Er ist, obwohl leiblich anwesend, in einer anderen Welt. Das erlaubt die zweite Dimension dieser Freiheit: Es ist *Präsenz des Imaginären*. Die durch Buchstaben hervorgerufene Welt im Kopf gleicht keiner andern Welt: weder der Erfahrungswirklichkeit, noch der von Bildern, noch einer durch Digitalrechner erzeugten virtuellen Welt. Es ist die Kraft des Imaginären, die den Leser einen universellen Weltbezug erlaubt: Welt ist dort, wo er ein Buch aufschlägt. Das machte das Lesen und das Schreiben zum bevorzugten Medium der Menschen an Randlagen. Literatur war das eigentliche Medium der Provinz - in jeder Hinsicht. Dort, wo das Leben wenig bot, war die Literatur lange die einzige ernsthafte Möglichkeit einer

horizontüberschreitenden Weltaneignung. Große Dichter kommen deshalb in der Regel auch aus der Provinz. Natürlich: Am Rande, an der Peripherie war und ist Lesen Ersatz - Ersatz für das eigentliche Leben, in den Metropolen, in den Zentren, dort, wo etwas geschieht. Es war immer ein wohlmeinendes Gerücht, dass die Beschäftigung mit Literatur unmittelbar für das Leben tauglich macht. Sie ist vorerst eine Kompensation für zu wenig Leben. Aber in der Literatur - und nur dort - erfuhr man, was, wenn auch nur im Imaginären, alles so möglich ist. Literatur schärfte, um mit Robert Musil zu sprechen, den Möglichkeitssinn. Heute aber gilt das Diktat der Wirklichkeit auch dann, wenn diese virtuell erscheint.

Der Eingang in das Reich der Literatur aber hatte seinen Preis: Erfordert war eine Disziplinierung der Sinne und des Körpers, wie sie kein anderes Medium dem Menschen abverlangte. Im Gegensatz zur Sprache, zum Hören und zum Sehen ist uns das Entziffern und Arrangieren von Buchstaben nicht von Natur gegeben. Lesen und Schreiben sind mehr als eine menscheitsgeschichtlich betrachtet sehr spät erfundene Kulturtechnik - sie sind eine Form der Weltaneignung und Welterzeugung, die in bestimmter Weise die Negation der unmittelbaren Selbst- und Welterfahrung zur Voraussetzung hat. Wer liest oder schreibt, dem muss, wie Hegel es formulierte, im Wortsinn Hören und Sehen erst einmal vergehen. Anbei: Der Sinn von Schule lag einmal darin, diese Negation erfahrbar zu machen und einzuüben.

Auch wenn uns die Zeit, in der die Literatur ein Informations- und Kommunikationsmonopol besaß - sieht man von den anderen Künsten wie Musik und Malerei ab, die aber vor der Erfindung der Reproduktionstechnologien auf ein wesentlich kleineres Publikum beschränkt blieben und deshalb nicht die soziale Bedeutung der Literatur erlangten -, heute nahezu wie eine Idylle der Lesenden und Schreibenden erscheinen mag, ist Vorsicht geboten. Denn die Welt der Buchstaben war auch eine tote Welt, eine Sammelsurium stummer, kalter, schwarzer Zeichen, die erst mühsam durch die Anstrengung und Phantasie des Lesenden zum Leben erweckt werden musste. Die pädagogische Besorgnis, dass bloße Buchstabengelehrsamkeit ebenso schädlich sei wie die Flucht in die fiktive Welt der Romane und Liebesgeschichten, ist dabei so alt wie die Literatur selbst. An der Literatur lässt sich ein Phänomen von Kultur überhaupt ablesen: dass gegen diese immer das Leben selbst ins Spiel gebracht werden kann. Der zeitgemäßen Klage über die jugendlichen Computerautisten, die via Bildschirm und Internet zwar mit der ganzen Welt kommunizieren, aber unfähig werden, ihre unmittelbaren sozialen Kontakte zu pflegen, korrespondiert so mit der uralten Klage, dass junge Menschen lebensuntüchtig werden, wenn sie sich zu sehr den Büchern hingeben. Solch ein Befund muss vorsichtig stimmen.

Der Umgang mit dem Buch, mit der Literatur fungierte in Hinblick auf soziale

und politische Elitenbildung so immer schon eher als ein kompensierendes, denn als ein fundierendes Verfahren. Das Buch verschaffte den Machtlosen den Hauch einer Macht in der Welt des Geistes. Vor allem in Deutschland und Österreich entwickelte sich aus dieser Randlage das Bildungsbürgertum, das, sich stützend auf die Philosophie und Pädagogik des deutschen Idealismus, mangelnden ökonomischen Besitz und mangelnde politische Macht durch den Besitz von und die Verfügungsgewalt über Bildungsgüter kompensierte. Dies war tatsächlich ein Versuch, eine soziale Elite durch eine am Buch orientierte Bildung zu fundieren. Die große Bedeutung, die die staatlichen Bürokratien in diesen Ländern bekam, schuf mit dem gehobenen Ministerialbeamten, der Siegeszug der modernen Wissenschaften mit dem beamteten Universitätsprofessor die Prototypen dieser Facette des bürgerlichen Standes. Dem Bildungsbürgertum galt die Bildung nicht als Voraussetzung für ökonomischen Erfolg, sondern als ein Wert an sich, dessen Aneignung mit entsprechender sozialer und pekuniärer Anerkennung honoriert werden sollte. Kern des bürgerlich-humanistischen Bildungsbegriffs war der Kanon an exemplarischen Werken vor allem der Literatur, dann der Kunst, der Musik und Philosophie gewesen, mit starker Ausrichtung an den stilbildenden Werken der klassischen Antike. Dieses Kunstverständnis drückte sich auch aus in der Konstruktion von Nationalliteraturen und der Nationaltheater, in bürgerlichen Kunstsammlungen und in der Aneignung und Neuschaffung von Opern- und Konzerthäusern, in jenen Musentempeln also, die zu den architektonischen und gesellschaftlichen Zentren des gehobenen bürgerlichen Lebensstils und zu einem wesentlichen Identitätsmerkmal des Bürgertums wurden.

Der Anspruch des Bildungsbürgertums war in der Tat, dass diese Kultur einerseits auf eine exklusive Schicht beschränkt, andererseits aber als Norm und Maßstab für die Kultur eines Landes überhaupt gelten sollte. Das hat einerseits einen Bildungsbegriff befördert, dem wir die Tradierung von klassischen Kunstwerken verdanken, ohne die sich auch die ästhetische Moderne nicht hätte entfalten können. Das hat aber auch andererseits zu jener Karikatur des Bildungsbürgers geführt, der sich über den Rest der Welt erhaben fühlt, weil er "seine Klassiker" als "Zitatenschatz" betrachtet, den sinnentstellend zu plündern er keine Gelegenheit auslassen kann. Die ökonomisch mächtige Bourgeoisie, aber auch viele Vertreter der Handels- und Kaufmannschaft hat übrigens diese Ideale nie wirklich anerkannt, und ihre Kinder immer schon lieber auf eine kaufmännische oder technische Schule geschickt, so dass sich das Bildungsbürgertum als eigene Schicht konstituieren musste, deren ökonomische Schwäche durch mitunter höchst bizarre Konstruktionen geistiger Elitenbildung konterkariert wurde. Wer heute von Bildungseliten schwärmt, wäre gut beraten, das Schicksal dieser Geistesaristokratie etwa im Fin de Siècle zu studieren.

Die Literatur, die Schrift und das Buch haben ihre beherrschende Stellung als zentrales Medium, die sie knapp drei Jahrhunderte innehatten, durch den

Siegeszug der neuen Medien verloren. Damit verändert sich ohne Frage die Rolle und Funktion des Buches. Es ist dies keine Frage des Verschwindens, sondern eine der Transformation. Was kann und soll Literatur, was kann und soll das Buch noch in dieser neuen Medienwelt? Was hat sich verändert? Vorab löscht das Internet die Differenz zwischen Zentrum und Peripherie. Wer sich im Netz bewegt ist in dem Maße, in dem das Netz die Wirklichkeit der aktuellen Kommunikation darstellt, immer dort, wo er im Netz ist - der physische Standort wird bedeutungslos. Die Provinz verliert ihren Schrecken, es bedarf nicht mehr des Buches, um aus der Enge einer Welt auszubrechen, weil die Welt in ihrer ganzen überwältigenden Fülle immer schon im Wohn- oder Kinderzimmer ist. Es bedarf nicht mehr der erhellenden Konfrontation der eigenen Lebenswelt mit der Welt der Literatur, um wenigstens im Kopf über das, was ist, hinauszugelangen. Wer sich im Netz bewegt, ist immer schon darüber hinaus, was in seinem Kopf ist. Darin steckt zweifellos ein emanzipatorisches Potential - und bringt uns doch in die süße Erfahrung, die jeden Lesenden einmal befallen hat: die Erfahrung des Sprungs aus einem Reich der irdischen Notwendigkeit in ein Reich der imaginären Freiheit. Gerade wer aus der Enge kam, konnte einen Begriff von Welt gewinnen, wenn er Weltliteratur las. Wer immer schon überall gewesen ist, ist gerade in seiner Ubiquität beengt. Möglich aber, dass gerade aus der Selbstverständlichkeit der medialen Universalität dem Buch ein neuer Reiz erwachsen könnte. So wie man sich früher aus den lärmenden Metropolen zeitweilig auf das Land zurückzog, um die Einfachheit, die Stille und einen naturnahen Tagesrhythmus zu genießen, könnte die Literatur zu omnipräsenten digitalen Universum karge Kontraste schaffen, Orientierungspunkte, Inseln, auf denen man sich erholen wird können von den über uns zusammenschwappenden Informations- und Unterhaltungsfluten.

Solche Askesen, solche Inseln der Konzentration sind deshalb an das Buch in seiner traditionellen Gestalt gebunden. Tatsächlich stellt sich erst im Zeitalter seiner Digitalisierung radikal die Frage nach dem Wesen des Buches. Natürlich kommt es auf dem Text an: und der ist auch aufbewahrt, wenn er, digital codiert, als Datei über *Google* oder wen auch immer im Internet abrufbar ist. Man kann, um das Buch als Buch zu simulieren, auch alte Einbände, Deckblätter, die originalen Schrifttypen digital präsentieren oder das Buch überhaupt als Bilddatei einscannen und so den Eindruck erzeugen, dass nicht nur *Texte*, sondern tatsächlich *Bücher* die virtuellen Bibliotheken bevölkern. Tatsächlich aber lebt das Buch von der Singularität seiner sinnlichen Präsenz. Ein Buch muss man in der Hand halten können, man muss das Material des Umschlages, des Einbandes spüren, seine Dicke, seine Schwere, ob das Papier rau oder glatt ist, wie sich die bedruckten Seiten anfühlen, wie es riecht. Und man muss darin blättern können. Natürlich: auch am Bildschirm kann man sich durch die virtuellen Seiten *scrollen*, und wie durch Zauberhand lässt ein Mausklick eine neue Seite erscheinen. Aber die Finger spüren dabei nicht das Papier, sondern nur die Mechanik des Zeigegerätes. Die Sinnlichkeit des digitalisierten Textes

ist allein auf das Optische reduziert, alles andere an Erfahrungsmöglichkeiten ist verschwunden.

Nun könnte man sagen, dass die zufällige Erscheinungsform eines Textes als gebundenes Buch nur ein Akzidens zu der Substanz eines Textes darstellt, um die es doch allein gehen sollte. Und dieser Gedanke hat seine Berechtigung; aber jeder, der ein und denselben Text einmal als Buch in der Hand hält und dann am Bildschirm betrachtet, kann eine merkwürdige Erfahrung machen: Als Bildschirmtext hat das Buch seine Individualität, fast möchte man sagen, seine Persönlichkeit, verloren. Es ist nur ein Datensatz neben Millionen anderer Datensätze, den die Maschine darstellen kann. Das Buch hingegen ist nichts anderes als das, was in ihm zu lesen und was an ihm zu lernen ist. Im Buch fallen Gegenstand, Form und Gehalt zusammen, die digitale Bibliothek ist nur einen Mausklick von allen anderen digitalen Welten entfernt. Wohl lässt sich die Textmenge eines Buches als digitale Datei darstellen, aber eine digitale Datei ist kein Buch.

Bücher, es ist oft genug gesagt worden, können zu Begleitern, zu Freunden, auch zu Feinden werden. Sie sind ungelesen oder zerlesen, mit Unterstreichungen oder despektierlichen Randbemerkungen versehen. Liest man ein einmal durchgearbeitetes Buch Jahre später wieder, kann es geschehen, dass man schreckhaft seiner Vergesslichkeit oder seiner Jugendtorheiten innewird. Unglaublich, welchen Unsinn man einstens dick unterstrichen und mit dreifachen Rufzeichen markiert hatte. Bücher, die man über die Jahre hindurch ansammelt, stellen deshalb auch mehr als eine höchst lückenhafte Datenbank dar: sie sind Ausdruck einer intellektuellen Biographie und der dazugehörigen Zeitgeister. An den Büchern, die nach Jahren, wenn der Wind sich gedreht hat, verschämt in obere Regale verstellt, gar in Kisten gepackt und auf dem Dachboden verstaubt werden, lässt sich mehr ablesen als in so manch geschöner Kulturgeschichte. Solches Wissen, solche Erfahrungen, solche Erinnerungen wird keine digitale Bibliothek der Welt bieten können.

Was aber kann eine reale Bibliothek überhaupt noch bieten? Der Name sagt es schon: Bücher und nichts als Bücher. Als materieller Ort hat eine Bibliothek nur dann eine Daseinsberechtigung, wenn sie das Buch als singuläres oder seltenes sinnliches Medium aufbewahrt, sammelt, katalogisiert, verwaltet und für begrenzte Zeiträume zur Verfügung stellt. Dass daneben Zeitschriften und andere Medien versammelt sein können, dass natürlich jede moderne Bibliothek Internetanschluss, digitalisierte Kataloge und Computerarbeitsplätze zur Verfügung stellt, ist mittlerweile selbstverständlich und tangiert doch nicht das Entscheidende der Bibliothek. Zugespitzt könnte man formulieren, dass Bibliotheken ihren eigentlichen Sinn überhaupt nur dort erfüllen, wo Texte als händische Abschriften in nur wenigen Exemplaren existierten. Die Bibliothek von Alexandria gilt nicht nur wegen ihres tragischen Schicksals als Urbild der

Bibliothek, und die Klosterbibliotheken des Mittelalters werden ihre einzigartige Aura kaum verlieren: denn dort gibt es Bücher, die es in dieser Form an kaum einem anderen Ort noch gibt. Und auch wenn diese in digitalisierter Form zugänglich werden, wird dies die Aura des Originals nicht zerstören, aber vielleicht sogar neues, nicht nur auf Spezialisten beschränktes Interesse an diesen Büchern wecken.

Seit der Erfindung des Buchdrucks ist es tendenziell jedem Menschen möglich, eine Bibliothek aufzubauen, und manch herrschaftliches Bücherzimmer trug diesen Namen. Die großen, repräsentativen Bibliotheken des bürgerlichen Zeitalters allerdings hatten zumindest den Anspruch, in den zentralen Gebieten des Wissens und der Literatur einer Nation annähernd vollständig zu sein, sodass die Bibliothek auch als physischer Ort den Stand des Wissens einer Epoche darstellte. Eine solche Bibliothek aufzusuchen, bedeutete, Zugriff auf das Universum der Schrift zu bekommen. Von diesem Nimbus zehren große Bibliotheken bis heute, aber die Digitalisierung der zentralen Bestände wird an diesem Nimbus nagen. Als Bezeichnung für eine gigantische Ansammlung digitaler Textdateien, die auf jedem beliebigen Server gespeichert und von jedem beliebigen Ort der Erde abgerufen werden können, ist der Terminus "Bibliothek" eigentlich zu schade.

Ihre öffentliche Zugänglichkeit definierte den Zusammenhang zwischen Buch und Aufklärung. Nur dort, wie das Wissen nicht nur versammelt war, sondern im Prinzip jedem Interessierten offen stand, spielten Bibliotheken eine entscheidende Rolle im Prozess der Aufklärung. Der Gedanke, Bibliotheken nicht nur in den Zentren, sondern auch und vor allem in den Regionen, wenn auch in kleineren Maßstäben, zu errichten, entsprang der Vorstellung, dass Bildungs- und Aufklärungsprozesse nicht auf Eliten beschränkt sein können. Bibliotheken sollten das Wissen auch jenen Menschen zugänglich machen, die lesen wollten, aber sich das Buch nicht leisten konnten; Bibliotheken wollten und konnten Orte sein, in denen die Welt des Wissens erfahren werden konnte; und Bibliotheken boten Zugriff zu jenen Dimensionen des Wissens, die aus den je aktuellen Debatten längst verbannt waren: die alten, die vergessenen, die überholten, die obsoleten Bücher. Die Exzellenz einer Bibliothek wird sich auch daran erweisen, wie sie mit diesen Büchern verfahren wird.

Was aber können unter den Bedingungen der Digitalisierung Bibliotheken, auch kleinere Landes-, Stadt- und Schulbibliotheken, überhaupt noch leisten? Natürlich wird sie Daten verwalten werden, aber das geht woanders auch, mitunter sogar besser und schneller. Eine Bibliothek hätte unter den gegenwärtigen Bedingungen keine andere Aufgabe, als die Erinnerung an das Medium Buch und seine bedeutsamsten Repräsentanten aufrechtzuerhalten. Die Exzellenz einer wissenschaftlichen Bibliothek wird sich dann nicht nur an ihrer technischen Ausstattung, den Öffnungszeiten, den Zugängen zu teuren

Fachzeitschriften und Datenbanken ablesen lassen, sondern auch daran, wie viel von dem Geist der Bücher überhaupt sich in ihr aufbewahren lässt. Bibliotheken könnten darüber hinaus Orte werden, in denen es für Menschen etwas zu erleben gibt, was sie in dieser Form sonst nirgends mehr in ihrer Welt finden:

Entdeckungsreisen entlang von Buchrücken; finden, was man nie gesucht hat; sich von der Schönheit eines Einbandes, von einem selten gewordenen Format, von vergilbten Seiten in eine Welt verführen lassen, die man ansonsten nie betreten hätte; Blättern in befremdlich anmutenden Texten; an alten Sachbüchern die Vergänglichkeit vermeintlicher Gewissheiten erkennen; Lesesäle; Lesecken ohne Bildschirme; Stille; Konzentration; Eintauchen in einen Kosmos, dessen Basis karge, schwarze Buchstaben sind, die ihre Fülle und Farbigekeit einzig im Kopf des Lesers entwickelt. Und dies ist vielleicht noch immer die beste, sicher aber die schönste Möglichkeit, zu erfahren, dass man überhaupt einen Kopf hat.

Als Instrument zur gesellschaftlichen Elitenbildung taugen Bibliotheken allerdings nicht. Ihr öffentlicher Charakter darf aber auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Bibliothek als Ort einer geistigen Sozialisation nach wie vor ein Ort für Minderheiten ist. Diese Minderheiten, die von einer Bibliothek mehr erwarten als die kostengünstige Bereitstellung von karrieregünstigen Informationen, werden nicht unbedingt zur neuen Elite zählen. Aber ohne Menschen, denen das Buch, der Text, die Literatur mehr bedeutet als ein Satz von Daten, wird unsere Kultur ärmer werden.